

Mary Bauermeister

ICH HÄNGE IM TRIOLENGITTER





Mary Bauermeister

ICH HÄNGE  
IM TRIOLENGITTER

MEIN LEBEN MIT KARLHEINZ STOCKHAUSEN

Edition **Elke Heidenreich** bei C. Bertelsmann

Die Autorin dankt Christina Riemann  
herzlich für Mitarbeit, Lektorat und Recherche.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Munken Premium* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Die Bücher der Edition Elke Heidenreich erscheinen  
im C. Bertelsmann Verlag, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House.

2. Auflage

© der Originalausgabe 2011 by

Edition Elke Heidenreich bei C. Bertelsmann, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-58024-0

[www.edition-elke-heidenreich.de](http://www.edition-elke-heidenreich.de)

*für kama  
von maka*



## Inhalt

Prolog .....	9
1 Am Anfang war der Klang .....	11
2 Die sieben Tage .....	34
3 Haupt- und Nebenwege .....	47
4 Finnisches Intermezzo .....	64
5 »Ich hänge im Triolengitter« .....	76
6 Zu neuen Ufern .....	95
7 Fuß fassen in New York .....	114
8 Auguri .....	126
9 Amerika – Licht und Schatten .....	135
10 New Yorker <i>Originale</i> .....	159
11 Andere Lebenswelten – neue Klänge: Japan	174
12 Da capo: Trennung und Bindung .....	199
13 Küstentage .....	220
14 Künstlerpaare .....	233
15 Revolten .....	252
16 Abbruch – Aufbruch .....	272
17 Die Lösung des Knotens .....	283
18 Die Liebe ist stärker als der Tod .....	300
Dank .....	320
Anhang .....	321
Register .....	324





## Prolog

Der Urgrund von Karlheinz Stockhausens Musik ist Schmerz und das Heilmittel Liebe. Es war mir ein Anliegen, diese beiden Pole so aufs Papier zu bannen, dass sie nachempfunden werden können, miterlebt, miterlitten, miterlöst. Das Menschliche in ihm will ich beleuchten, und die Kräfte, die ihn immer wieder dazu bewegten, überhaupt Musik zu machen. Stockhausen war mir beim Schreiben dieses Buches sehr nahe. Manchmal dachte ich, er diktiert mir. Denn es kamen Gedanken und damit auch Gefühle in mir hoch, die ich zur Zeit des Erlebens noch nicht hatte. So als wolle er mir bedeuten: »Spür mal, wie sich das von meiner Seite aus anfühlt!«

In meinen Augen war er das größte Musikgenie des 20. Jahrhunderts. Wir verlebten die besten Jahre unser beider Leben miteinander. Warum sind wir nicht schon dieser Jahre wegen beisammengeblieben? Auf die Frage eines Journalisten, was ich denn für eine Funktion in Stockhausens Leben hätte, habe ich damals einmal geantwortet: »Wir leben seine Biografie.« Vermutlich habe ich ihn verlassen, um meine eigene Biografie zu leben.

Und doch weine ich heute im Alter Tränen um diese nicht bis zum Ende verwirklichte Liebe. »Die Liebe ist stärker als der Tod«, so singt die Sopranistin in Stockhausens Werk *Momente*. Es ist ein Zitat aus dem Hohenlied. Nun ist Stockhausen schon fast vier Jahre tot, und ich trage immer noch innerlich Trauer. Zum Schreiben dieses Buches habe ich sogar unseren Ehering wieder angelegt. Die Ringe wurden in San Francisco von einem Goldschmied mit der Silbenfolge Ka Ma ziseliert. Ka ist Karl-

heinz, Ma ist Mary. Kama – Maka, Figuren aus seinen Werken *Momente* und *Hymnen*. Beim Schreiben wurde mir wieder ganz bewusst, wie reich unser gemeinsames Leben gewesen ist.

Europa, Amerika, Asien, Afrika haben wir bereist. Ich hatte auf diesen Reisen Tage- und Skizzenbücher dabei, um das Erlebte festzuhalten, Ideen für Bildgestaltungen zu notieren. Wenn ich wieder irgendwo sesshaft war, ging es an die Verarbeitung dieser Reiseerkenntnisse, die ich dann ins Bildnerische übertrug. So kehrte ich nun an die Orte zurück und horchte in die Vergangenheit hinein. Was ist da noch an Geheimnis verborgen? An Orten verankert sich unser Schicksal, so als prägten wir Menschen der Erde unser Erleben ein. Mit aller Intensität verwunden wir sie, und diese Wunden fordern eine Heilung. Und ohne es planen zu können, bricht etwas aus den Tiefen unserer Erinnerung hervor und lässt uns neu empfinden. Anders handeln, zukünftiger. Wir besänftigen und mildern unsere damaligen Gefühle. Mit dem Wissen, dass alles und jedes wieder erlöst werden muss, befreit werden muss von den Überschattungen unserer Fehlentscheidungen, gehen wir nun etwas behutsamer den Rest unseres Lebens an. Mit Mokassins wie die Indianer, die der Erde beim Gehen nicht wehtun wollen, und nicht mehr mit klappernden Stöckelschuhen oder massiven Stiefeln. Deren Klang scheint uns zwar im Alltagslärm nicht zu stören, doch erst im leisen, stillen Kirchengewölbe merken wir, wie unpassend diese harten, lauten Schritte sich anhören.

## Am Anfang war der Klang

Ein Nachmittag im Frühjahr 1957. Eine junge Frau geht die Kölner Hohe Straße hinunter, die zu den Hauptgeschäftsstraßen im Zentrum gehört. Schon zu Römerzeiten war sie eine der Schlagadern der alten Stadt gewesen. Nachdem im Zweiten Weltkrieg alles ringsum zerstört worden war, hatte man die Ladengeschäfte nach und nach zunächst behelfsmäßig wiederaufgebaut. Die junge Frau kann sich noch an die Schuttberge erinnern, über die nur ein schmaler Trampelpfad führte.

Inzwischen kann man überall das deutsche Wirtschaftswunder erkennen: glitzernde Schaufenster, Leuchtreklamen in allen Farben an den Fassaden, Bekleidungs-, Schuh-, Foto- und andere Geschäfte dicht gereiht. Da hinten ist das Café von Gigi Campi, Treffpunkt der Kölner Jazzfreunde, Literaten und Musiker. In der kommenden Woche erwartet man den Jazztrompeter Miles Davis in Köln, natürlich wird er dann auch bei Gigi Campi spielen.

Schräg gegenüber liegt das Lux, das beliebteste Filmkunsttheater der Stadt. Für Sonntag ist in der Matinee Buñuels *Un chien andalou* angekündigt, *Ein andalusischer Hund*. Da gilt es, früh um Karten anzustehen. Nur wenige Schritte weiter, wo die Straße sich zu einem kleinen Platz öffnet, geht es nach rechts auf den Dom und dahinter auf den Hauptbahnhof zu. Links liegt der Westdeutsche Rundfunk. Dort strebt die junge Frau hin.

Die Hohe Straße ist recht schmal und daher für die Fußgänger reserviert, die sich hier zu bestimmten Tageszeiten in dichten Strömen aneinander vorbeibewegen. Die junge Frau

überragt in ihrer schlanken Größe die meisten Passanten. Sie hat blaue Augen und langes hellblondes Haar. Aufzufallen ist nicht immer angenehm, aber sie hat sich angewöhnt, die Blicke, die sie auf sich zieht, gar nicht weiter zu beachten und einfach ihren Weg zu gehen.

Heute ist sie mit einer großen Mappe unterwegs. Sie will dem Dirigenten Sergiu Celibidache, der im großen Sendesaal des Westdeutschen Rundfunks mit dem Orchester seine Spezialität, Musik von Ravel, einstudiert, ihre Bilder zeigen. Am Tag zuvor war sie schon bei den Proben, hatte noch im Überschwang des erinnerten Musikgenusses in ihrem Atelier ein Bild gemalt, eine ganz und gar kobaltblaue Arbeit mit wenigen winzigen gelben Farbtupfern. Das will sie Celibidache schenken und danach in ihre Atelierwohnung zurückkehren, die fünf Minuten entfernt in der wiederaufgebauten sogenannten Altstadt nahe zum Rhein liegt.

Sie geht also mit raschen, ausholenden Schritten am Lux vorbei in Richtung Wallrafplatz, hat den Kopf voll mit tausend Dingen. Da geschieht etwas ganz und gar Unerwartetes, das sie so zuvor noch nie erlebt hat: Ihr Blick streift einen unbekanntem Mann, der ihr inmitten der Passanten entgegenkommt, und bleibt an ihm haften. Er scheint einige Jahre älter als sie, aber doch auch noch jung, und er macht auf sie den Eindruck eines selbstbewussten, energischen Menschen. Sehr eindrucksvoll sind seine großen dunklen Augen, und sein Blick trifft nun, gerade als sie aneinander vorbeigehen, den ihren. Ihr Atem stockt, sie verspürt eine Art Schwindelgefühl, glaubt sich einer Ohnmacht nahe und weiß nicht, was mit ihr geschieht. Sie kann sich gerade noch genügend zusammenreißen, um nicht zu stolpern.

Was ist das? Erst nach ein paar Schritten hält sie inne, dreht sich um und will noch einmal Ausschau halten nach dem Menschen, der sie in diesen merkwürdigen, ja unheimlichen Zu-

stand versetzt hat. Und siehe da: Er ist auch stehen geblieben und hat sich halb umgedreht. Noch einmal sehen sie einander an, nur einen Augenblick lang. Überrascht, verunsichert, fragend, irgendetwas Unbestimmtes ahnend und erhoffend, als ob sie ein unglaubliches Wunder erwarteten. Zugleich beginnt sie schon wieder zu zweifeln, sich gegen diese unsinnige Erregung zu wehren, Befreiung davon zu suchen und sich schließlich loszureißen – alles in wenigen Sekunden.

Beide wenden sich wieder um und gehen in ihre jeweilige Richtung weiter. Die junge Frau braucht eine Weile, um ihre Fassung wiederzuerlangen. Aber sie ist trotz einer gewissen Neigung zu Träumereien, Fantasien und gelegentlichen mystischen Anwandlungen im Grunde nüchtern und vernünftig. Achselzuckend legt sie also diese Begegnung mit einem Unbekannten und das, was sie bei ihr ausgelöst hat, in ihrem Gedächtnis unter »merkwürdige Erlebnisse« ab und kehrt zu ihrem Vorhaben zurück.

Celibidache ist gerührt von dem Geschenk. Die Pause ist kurz, viel Zeit hat er nicht für die junge Frau. Aber er besorgt ihr eine Ehrenkarte für das eigentlich längst ausverkaufte Konzert, die sie stolz nach Hause trägt.

\* \* \*

Die junge Frau war ich, Mary Bauermeister, damals dreiundzwanzig Jahre alt. Ich war nach einer Vorfahrin benannt worden, die aus Schottland stammte. Mein Vater war Mediziner, wie es auch schon sein Vater gewesen war, und Anthropologe. Er lehrte als Professor an der Universität in Köln. Ich hatte einen älteren Bruder und drei jüngere Schwestern. Als ich fünfzehn Jahre alt war, hatten meine Eltern sich getrennt, und seitdem war die Familie auseinandergerissen. Meine Mutter, die aus Österreich stammte, zog mit meinen Schwestern in einen Münchner Vorort, ich selbst war mit dem Bruder beim Vater

geblieben. Mit seiner neuen Frau und einer kleinen Halbschwester lebten wir in Bensberg, das auf der rechten Rheinseite nahe bei Köln liegt, dort, wo das Bergische Land mit seinen Hügeln, Tälern und Wäldern beginnt.

1954 hätte ich eigentlich das Abitur machen und danach, wenn es nach meinem Vater gegangen wäre, Mathematik studieren sollen, weil ich dafür einige Begabung gezeigt hatte. Aber kurz vor dem Schulabschluss war ich ihm davongelaufen. Mein Ziel war es, Künstlerin zu werden. Bei Günther Ott, einem äußerst anregenden, für die Moderne aufgeschlossenen Kunstlehrer an meiner Mädchenoberschule, der später das Museumsreferat Köln ins Leben rief, hatte ich bereits einige ungenständliche Arbeiten angefertigt. Dass mein Vater auch noch meine Beziehung zu meinem Jugendfreund Benno missbilligte, gab schließlich den Ausschlag dafür, dass ich mein Elternhaus verließ und aus der Kölner Gegend fortging. Mein Vater hatte mir Stubenarrest verordnet, als er von meiner Freundschaft mit dem jungen Mann erfuhr. Ich war neunzehn und empfand das als entwürdigend.

Benno war ein gelernter und sehr guter Fotograf, er nahm unter anderem meine Bilder und Zeichnungen auf. Später wurde er auch zu einem Maler und noch später zum Kunstverweigerer. Doch er war der Sohn eines Friseurs, und da hatte mein Vater einen Dünkel: »Friseure, Offiziere und Schauspieler kommen mir nicht ins Haus.« Um ihm zu trotzen, musste es natürlich gerade ein Friseurssohn sein, mit dem ich mich zusammemat. Denn seit mein Vater unsere Familie auseinandergerissen hatte, revoltierte ich gegen ihn. Es war aber auch eine Revolte gegen alles, was die Erwachsenen sagten. Ich wollte mir keine Vorschriften machen lassen.

Wir kamen ja aus einer Kriegszeit, einer Chaoszeit. Wir hatten keine Orientierung, wussten nicht, wer Freund oder Feind war. Das uns früher eingepfote Feindbild war zusammen-

gebrochen, als die Amerikaner uns vom Hunger erlösten und Bonbons verteilten, obwohl sie vorher unsere Städte zerbombt hatten. Diese absurde Situation hatte ich mit zehn Jahren erlebt und von da an keinem Erwachsenen mehr etwas geglaubt. Und das verband mich mit Benno. Wir waren beide äußerst skeptisch, uns konnte man nichts vormachen.

Wir wollten unser Leben ganz der modernen Kunst widmen und dafür die noch junge Hochschule für Gestaltung in Ulm besuchen. Benno hatte dort immerhin schon seine Ausbildung als Fotograf vorzuweisen und bekam sofort eine feste Anstellung: Er sollte die Fotowerkstatt einrichten. Ich dagegen hatte nur meine Arbeiten aus der Schule im Gepäck und musste mir meine Aufnahme »ersitzen«, da ich weder ein Abitur noch irgendeine Art abgeschlossene Lehre vorzuweisen hatte. Ich wartete drei Tage im Büro von Max Bill, dem Rektor der Hochschule, bis er endlich meine Mappe ansah. Nach dem zehnten Blatt sagte er schließlich: »Sie können bleiben.« Ich durfte den ersten Grundkurs besuchen, der in der gerade erst errichteten Hochschule auf dem Kuhberg stattfand. Der Mathematiker Hermann von Baravalle und der Philosoph Max Bense wurden dort zu meinen wichtigsten Lehrern.

Nach einem Jahr fühlten Benno und ich uns von dem recht dogmatischen Geist in Ulm zu eingeengt und zogen weiter an die Staatliche Schule für Kunst und Handwerk in Saarbrücken, um dort unsere Ausbildung fortzusetzen. Zugleich versuchten wir, uns eine Existenz als freie Künstler aufzubauen – wir mussten schließlich von irgendetwas leben. Und so pilgerten wir mit einer Mappe mit unseren Bildern unter dem Arm in bürgerlichen Wohnvierteln von Haus zu Haus, um sie zum Verkauf anzubieten.

Wir signierten die Arbeiten aber immer erst, wenn wir festgestellt hatten, wen von uns beiden der jeweilige Interessent bevorzugte. Es muss also in Saarbrücken einige falsch signierte

Werke von uns geben. 1956 gingen wir zurück nach Köln und verkauften auch dort unsere Bilder. Das konnten wir nun schon ganz gut. Als wir ein bisschen Geld verdient hatten, mieteten wir ein Atelier in der Salzgasse.

Obwohl mir bald klar wurde, dass Benno und ich als Mann und Frau nicht zusammenpassten und unsere Beziehung ungesund war – er litt unter Wutausbrüchen, Zornesattacken und schreckte auch vor körperlicher Gewalt nicht zurück –, war es zu spät für eine Trennung. Meine Unschuld war dahin. Und für entjungferte Mädchen gab es damals nur wenige Alternativen, überspitzt gesagt: Kloster oder Bordell. Es waren prüde Zeiten. Es hieß also durchhalten.

Benno hatte ziemlich schnell andere Frauen. Das Kapitel Sexualität war damit zwischen uns abgeschlossen. Ich war erleichtert und steckte meine ganze jugendliche Vitalität in die Malerei. Als Künstler boten wir uns gegenseitig noch manche Anregung, teilten auch viele Interessen miteinander: Musik, Filme, experimentelles Theater. Ich fand ihn als Querdenker noch spannend. Wir hielten beide die Augen offen für alles, was sich in der internationalen Kunstszene tat. Denn so viel war uns klar: Nach den Katastrophen von Nazizeit und Zweitem Weltkrieg, nach all den demoralisierenden Erfahrungen, von denen die Älteren gezeichnet waren, musste es geistig und künstlerisch einen völligen Neuanfang geben. Die blinde Verehrung der Klassiker versperrte dabei nur den Weg, auch an die frühe Moderne war kein Anschluss möglich, allenfalls konnte man sich ihren Aufbruchgeist, ihren revolutionären Elan zum Vorbild nehmen.

Schon während der Schulzeit hatte ich begonnen, mich außer für moderne Malerei für zeitgenössische Musik zu begeistern. Ich hatte mich in der Oberprima zum Beispiel in einem Aufsatz über die Moderne mit Schönbergs Zwölftonmusik befasst und verfolgte alles, was es an neuer Musik gab, mit größtem Inte-



resse. Ich fragte mich oft, warum ich nicht Musikerin geworden war. War es die Klavierlehrerin, die mich nur Dur-Stücke üben ließ? Sie sagte, für die Moll-Stücke, die ich so liebte, sei ich zu jung, und mir Jazz beizubringen, lehnte sie erst recht ab. Mich reizten beim Jazz die Rhythmen, so wie mich als Kind die tanzenden Zigeuner fasziniert hatten, die mit der Fidel am Kinn den Takt mit den Füßen sprangen. Dagegen nun die fade Lehrerin mit ihrem Taktstöckchen ... Mit siebzehn hatte ich aufgehört, selbst ein Instrument zu spielen, aber Musik war mir weiterhin wie Nahrung, ich brauchte sie wie das tägliche Brot.

Die elektronische Musik hatte es mir besonders angetan. Ich war aus den Nachtprogrammen des Radios mit den frühen Werken von Herbert Eimert, Gottfried Michael Koenig und Karlheinz Stockhausen vertraut, glaubte aber, diese Komponisten seien alle ältere Herren. Als ich nun eines Abends mit Benno in einem *Musik-der-Zeit*-Konzert saß, sah ich plötzlich den jungen Mann, dem ich auf der Hohe Straße fast verfallen wäre, auf die Bühne steigen. Es war der Komponist Karlheinz Stockhausen, dessen Werke ich so bewunderte! Nun war es doppelt um mich geschehen, musikalisch und, ja, erotisch.

Nach dem Konzert gingen wir wie üblich in ein Restaurant. Am Nebentisch saß Stockhausen mit seinen Kollegen. Einer davon war Cornelius Cardew, ein englischer Komponist und Pianist, der später Stockhausens Assistent bei der Ausarbeitung des Werks *Carré* wurde. Ihn kannten wir aus dem Café Campi, er kam zu uns herüber und bat uns an den Tisch der Musiker. Wir wurden allen vorgestellt, auch Stockhausen. Unsere Blicke trafen sich wieder, auch er erkannte mich. Doch ich würde ihn keinesfalls merken lassen, wie es um mich stand. Dem Zug, dem geradezu empfundenen Sog zu ihm nachzugeben, war mir undenkbar, zumal ich nun auch mit seiner Frau Doris bekannt gemacht wurde. Eine Ehe wollte ich niemals stören, das hatte ich mir geschworen.

In der folgenden Zeit begegneten Stockhausen und ich uns immer wieder bei Konzerten und anderen Anlässen. Jedes Mal pochte mein Herz wie wild, aber ich konnte es verbergen. Bei einem Konzert in Düsseldorf 1958 machte er mir Avancen und Komplimente. Ich sagte knapp: »Sie unterschätzen meine Beziehung zu Benno«, riss mich von ihm los und flüchtete in die Garderobe, um dort zitternd vor Aufregung zu weinen. Ich ahnte, dass ich nicht ewig standhaft sein würde. Aber noch gab ich mich der Illusion hin, dass ich die stürmischen Gefühle in mir im Platonischen würde belassen können.

Benno, Cornelius Cardew und ich trampelten im Oktober 1959 zu einer Aufführung von Stockhausens *Refrain* nach Berlin. Nach dem Konzert begegnete man sich wie meistens im Restaurant wieder. Wir hatten aber nur gerade genug Geld, um die Übernachtung zu bezahlen – für zehn Mark ließ uns eine Zimmervermieterin alle drei in einem Raum mit zwei Betten und einem Sofa schlafen. Fürs Essen im Restaurant reichte es nicht mehr. So saßen wir mit den speisenden Musikern am Tisch. Stockhausen schenkte uns Wein ein, und wir behaupteten, nicht hungrig zu sein. An Alkohol, gar noch auf leeren Magen, nicht gewöhnt, war ich im Nu beschwipst und begann, an einem Blumenstrauß zu knabbern. Irgendwie half mir das wenigstens über meine verheimlichten Gefühle für Stockhausen hinweg. Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, aber er berührte mit seinen beiden Mittelfingern meine Hände, und es fuhr wie ein Stromschlag durch mich. Ich ging hinaus, die Oktoberluft kühlte mich ab, und Cornelius war dann so nett, mich in die nahe Pension zu begleiten, ehe er zu den anderen zurückkehrte. In mir aber herrschte Aufruhr.

Ich wusste, dass ich meine Beziehung zu Benno nicht mehr lange würde aufrechterhalten können, einem Mann, den ich nicht mehr liebte und dessen Wutanfälle immer schlimmere Ausmaße annahm. In unserer kleinen Atelierwohnung hatte

er bereits alle Möbel zertrümmert. Außer einem auf der Erde liegenden Essbrett und einigen Matratzen war nichts mehr da, die von ihm zerfetzten Bilder hatte ich verschwinden lassen. Zen-Mönche wurden wir wegen unseres Verzichts auf jeden Komfort genannt. »Wenn die wüssten«, dachte ich oft, denn keinem hatte ich mich je anvertraut. Ich hütete Bennos Zustand wie ein Geheimnis. Mir wurde klar, dass ich ihn niemals würde heilen können, sosehr ich mir das auch eingebildet hatte.

Doch das Interesse an allem, was in der Kunstszene geschah, verband uns weiter. Vieles an moderner Kunst, das in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur als »entartet« diffamiert und aus den Museen entfernt worden war, holte man jetzt nach. Und wir waren hungrig nach allem Neuen. Wir erhofften uns von der Kunst einen Einfluss auf die Gesellschaft, denn wir hatten uns ja zum Ziel gesetzt, sie zu verändern. Auch an den spannenden Entwicklungen in der Neuen Musik nahmen wir intensiv Anteil, an dem, was im Studio für Elektronische Musik, das Herbert Eimert im WDR begründet hatte, vor sich ging, am musikalischen Nachtprogramm und den *Musik-der-Zeit*-Konzerten von Otto Tomek, dem Leiter der Musikabteilung des Senders. Wir beobachteten, dass viele Komponisten, Interpreten und Theoretiker der Avantgarde nach Köln kamen und die Stadt sich zusehends zu einem Zentrum der modernen Musik entwickelte.

Durch die Vermittlung von Karlheinz Stockhausen, damals bereits die treibende Kraft am Elektronischen Studio, kamen John Cage, einige seiner früheren Schüler und der Pianist David Tudor, der zu einem der wichtigsten Interpreten für experimentelle Klaviermusik wurde, aus Amerika nach Europa. Auch der Koreaner Nam June Paik, der bei Wolfgang Fortner in Freiburg Komposition studiert hatte, war dem Rat seines Lehrers gefolgt und 1958 nach Köln gezogen, um am Elektronischen Studio arbeiten zu können. Paik war schon immer einer

der kühnsten experimentellen Künstler. Er sammelte im Studio die Tonbandschnipsel auf, die die anderen Komponisten als Ausschuss zurückließen, und stellte daraus in seinem eigenen Studio Sprach-Musik-Krach-Collagen her. Er besaß als einziger Musiker in Köln zwei Revox-Vierspur-Tonbandgeräte.

Jahr für Jahr waren Benno und ich gemeinsam nach Darmstadt zu den Internationalen Ferienkursen für Neue Musik getrampt, die seit 1946 als Impulsgeber für zeitgenössische Musik galten – und das weltweit. Wir quartierten uns immer in der Jugendherberge ein und besuchten so viele Veranstaltungen wie möglich. 1958 und 1959 waren besonders spannende Jahre in Darmstadt. John Cage, David Tudor und Stockhausen unterrichteten, weitere Dozenten waren unter anderem der Belgier Henri Pousseur, der Franzose Pierre Boulez, der Italiener Luigi Nono. Der Amerikaner La Monte Young, damals noch Student, und viele andere Musiker und Komponisten tauschten sich hier aus. Doch auch Architekten, Maler und Bildhauer zog es in den Bannkreis der Musik, denn hier traf sich die kulturelle Avantgarde. Danach fuhr man nach Köln zurück, wo das ganze Jahr über weitere Konzerte stattfanden.

1959, auf der Rückreise von Darmstadt, geriet ich in einen Gewissenskonflikt. Benno war in diesem Jahr mit dem Fahrrad heimgefahren, und ich trampelte mit Cornelius Cardew nach Frankfurt, wo wir mit David Tudor und dem Ehepaar Stockhausen verabredet waren, die dort noch einen Termin beim Rundfunk hatten. Wir wollten dann mit deren VW Käfer gemeinsam zurück nach Köln fahren.

Cornelius und ich hatten am Morgen in Frankfurt einen langen Spaziergang durch einen Park unternommen und uns vieles anvertraut. Wie sympathisch er mir doch geworden war! Ich fühlte mich ernst genommen, auch in meiner Arbeit – das war damals für Frauen noch gar nicht so selbstverständlich. Wir stiegen dann zu Stockhausens ins Auto und traten die Heim-

reise an. Nach einer Weile hielten wir neben der Autobahn an, um auf einer Wiese zu picknicken. Ich sammelte unter einem Baum einige Äpfel auf und warf sie den anderen zu. Stockhausen fing einen auf mit den Worten: »Mit einem Apfel fing ja unsere ganze Misere an.« Zur Belustigung aller Beteiligten konterte ich: »Dann essen Sie ihn lieber nicht.«

Auf der anderen Seite der Autobahn entdeckten wir einen Kiosk, an dem wir uns etwas zu essen besorgen wollten. Um dorthin zu gelangen, mussten wir über die Mittelleitplanke springen. Stockhausen und ich liefen spontan im selben Augenblick los, sprangen gemeinsam hinüber – er hatte mir die Hand gereicht –, kamen synchron auf und rannten weiter, alles in genau gleichem Sprungrhythmus. Es fiel uns beiden auf. Viele Jahre später würde er in einem Brief an mich auf dieses erste gemeinsame »Takten« zwischen uns zurückblicken. Im Einklang sein, sich im gleichen Schritt bewegen – nun, das war für den Moment doch noch innerhalb des Erlaubten. Dass wir uns mochten, war freilich nicht zu übersehen. Aber wir siezten uns, wie damals üblich, und dadurch war nach außen klar definiert, dass wir einen Abstand einhielten.

Wir fuhren weiter. Meine morgendliche Sympathie für Cornelius wechselte übergangslos zu Stockhausen. Ich war erregt und glücklich, dass ich nun neben ihm im Auto sitzen konnte, erschrak aber, als er meine Schulter in unmissverständlicher Weise berührte. Schon befand ich mich in einem Konflikt: Was ist Treue? Denn vorne saß doch seine Frau am Steuer, Doris, die aus einer Hamburger Reederdynastie kam. Mit ihr war Stockhausen seit 1951 verheiratet, sie hatten zu dieser Zeit bereits die drei Kinder Suja, Christel und Markus, zu denen später noch Majella kam.

Neben Doris saß David Tudor, die beiden waren sich sympathisch. David galt eigentlich als Asket. Ehe und Künstlersein schienen ihm unvereinbar, also hatte er seine Frau verlassen

und lebte nun allein. Doch bei den Ferienkursen war er eines Morgens mit einer Frau aus seinem Zimmer gekommen. Nun, im Auto, wollte Doris es genau wissen: »Ach, David, ich dachte, du lebst ein asketisches Leben als Einsiedler und betreibst nur Nabelschau wie ein meditierender Buddha?« Er antwortete: »Ja, aber über wessen Nabel ich meditiere, ist doch egal.«

Vorne schäkerten also die beiden miteinander. Und hinten auf der Rückbank legte mir ihr Mann die Hand auf die Schulter. Nicht harmlos, sondern ein Zeichen gebend. Ich hätte mich in seinen Arm sinken lassen können, keiner hätte es gemerkt. Aber ich wäre mir schäbig vorgekommen. Das Idealbild der Ehe hatte für mich eine große Bedeutung. Es sollte noch lange dauern, bis es langsam, aber sicher zu verblassen begann. Im Übrigen lebte ich ja noch mit Benno zusammen, wenn auch unglücklich.

Cornelius Cardew berichtete mir später, Stockhausen sei unsterblich in die Frau eines Freundes verliebt und wäre Doris durchaus nicht treu. (Wer jene Frau war, sollte ich erst viel später erfahren.) Diese Nachricht hat vermutlich meinen Widerstand geschwächt, zumindest hat sie mich unterbewusst darauf vorbereitet, seinem Werben nachzugeben.

In den folgenden Wochen dieses Jahres 1959 wurde mir klar, dass die Beziehung zu Benno keine Zukunft mehr hatte. Ich wollte das kleine Zweizimmeratelier in der Salzgasse verlassen. Künstlerisch würden wir noch verbunden bleiben. Ich machte mich auf die Suche nach einem eigenen Atelier und fand auch bald eines: in einem nach altem Plan wiederaufgebauten Giebelhaus in der Lintgasse 28, mit wunderbarem Blick über den Rhein. Der Erbauer und Besitzer war der namhafte Architekt Peter Neufert, dem ich schon einige Pastellbilder verkauft hatte. Er akzeptierte mich als Mieterin und nahm statt der ersten sechs Monatsmieten und der Kautions eines meiner Reliefbilder an.

Unter dem hohen Giebel befand sich ein großer Arbeitsraum, teilweise zweigeschossig, der sich geradezu anbot für Veranstaltungen mit achtzig bis hundert Besuchern. Gemeinsam mit Cardew und Benno entwickelte ich den Plan, in diesem Atelier zeitgenössische Kunst und neueste Musik zu präsentieren, und zwar in multimedialen Veranstaltungen, die den Diskurs zwischen den Künsten vorantreiben sollten.

Das Atelier wurde schnell zum Treffpunkt eines festen Künstlerkreises. Cornelius Cardew war unser Hauptprogrammgestalter, er stellte den Kontakt zu den Musikern her. Ich schaffte das Geld herbei, indem ich Bilder verkaufte. Benno war für Fotografie und »Absurdes« zuständig. Er bezeichnete sich selbst mittlerweile als Kunstverweigerer, denn er zerstörte alle Arbeiten, die er mit viel Fleiß hergestellt hatte, beim nächsten Wutanfall wieder. Seine Haltung, das Ergebnis von schöpferischem Tun nach Fertigstellung des Werks wieder auszulöschen, brachte Spannung in den Diskurs über Kunst, zumal ich geheim hielt, dass bei ihm nicht eine bewusste Entscheidung, sondern unbeherrschte Ausbrüche zu der Vernichtung führten.

Wir baten unsere Freunde um Ausstellungswerke. Ich holte hauptsächlich die konkreten Künstler aus Ulm ins Atelier und die der Zero-Gruppe aus Düsseldorf, die von Otto Piene und Heinz Mack gegründet worden war. Aber auch Arnulf Rainers Übermalungen und Christos Verpackungsvorläufer wurden im Atelier gezeigt. Bald stießen Architekten, Designer und Fotografen dazu. Der in Köln lebende Schriftsteller Hans G Helms bereicherte das Programm, indem er aus seinem gerade erschienenen Buch *Fa:m' Ahniesgwow* las und uns weitere Litteraten brachte. Der damals dreißigjährige Heinz-Klaus Metzger, der zu einem der bedeutendsten Musikkritiker und Theoretiker der Neuen Musik avancieren würde, war für die Themen Philosophie und Musikwissenschaft zuständig.

Das Programm des Ateliers war also eine Mischung aus



Mary Bauermeister

## **Ich hänge im Triolengitter**

Mein Leben mit Karlheinz Stockhausen

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 336 Seiten,  
13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-58024-0

Edition Elke Heidenreich

Erscheinungstermin: September 2011

### Die Biografie eines Jahrhundertgenies

Karlheinz Stockhausen ist einer der bedeutendsten Komponisten des 20. Jahrhunderts. Er experimentierte bereits in den 50er Jahren mit elektronischer Musik und beeinflusste neben der E-Musik auch Popgruppen wie Pink Floyd. In Mary Bauermeisters Kölner Atelier versammelte sich 1960-1962 die Avantgarde der internationalen Kunst- und Musikszene, neben Stockhausen etwa John Cage, Nam June Paik und Christo. Spektakuläre Happenings leiteten die Fluxus-Bewegung ein. Die Künstlerin, die ihren eigenen Durchbruch in New York errang, lebte mit ihm und seiner ersten Frau Doris mehrere Jahre in einer „ménage à trois“. In ihrem Buch erzählt sie, wie sie und Stockhausen sich künstlerisch beeinflussten und bei ihren Reisen durch die ganze Welt berühmten Künstlern wie Chagall, Miro oder Max Ernst begegneten. Sie schildert aber auch ganz ungeschminkt ihr unkonventionelles Lebens- und Liebesexperiment.



[Der Titel im Katalog](#)